

Erika Pluhar

Spätes Tagebuch

Roman

Residenz Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

www.residenzverlag.at

© 2010 Residenz Verlag
im Niederösterreichischen Pressehaus
Druck- und Verlagsgesellschaft mbH
St. Pölten – Salzburg

Alle Rechte, insbesondere das des auszugsweisen Abdrucks
und das der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Ramona Scheiblauer
Umschlagfoto: Karl Kofler, Erika Pluhar
Typografische Gestaltung, Satz: Ekke Wolf, typic.at
Lektorat: Isabella Suppanz
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books

ISBN 978-3-7017-1537-4

*Für Angela Praesent,
Belehrende und Freundin,
mein Schreiben und Leben begleitend,
in Trauer und Dankbarkeit.*

Daß jemand mit siebzig anfängt, ein Tagebuch zu führen, mag ungewöhnlich sein, aber ich fange heute damit an. Der Sommer neigt sich seinem Ende zu, ähnlich wie mein Leben. Ich scheine einigermaßen gesund zu sein, meine Eltern wurden beide sehr alt, also besteht die Möglichkeit, daß ich vielleicht noch an die zwanzig Jahre zu leben habe. Als ich zwanzig Jahre jung war, meinte ich schon ein volles Menschenleben lang gelebt zu haben, erschien mir meine Zeit auf Erden bereits reichlich bemessen. Das sind Gedanken der Jugend, für die Zeit ein anderes Ausmaß besitzt, die gegenwärtig lebt und nicht vorausdenkt, weil für sie Zukunft unendlich zu sein scheint. Was mit siebzig jedoch zu fehlen beginnt, ist genau das: Zukunft.

Also bedarf es einer intensiveren Wahrnehmung der Gegenwart, also der Tage und all ihrer Täglichkeit, um das Leben noch zu spüren, dachte ich mir. Und wo und wie kann ich dies besser bewerkstelligen, als im täglichen Aufschreiben, im täglichen Notieren der Vorgänge und Ereignisse auch augenscheinlich untätiger und ereignisloser Zeiten? Die Chronistin, die ich ab nun sein möch-

te, kann vielleicht aus Alltäglichkeiten Lebens-Sinn herausfiltern. Den Sinn dessen, sich immer noch, und alt geworden, hier auf Erden zu befinden. Ich wage also den Versuch, damit heute zu beginnen.

Ja, heute zum Beispiel.

Der Samstag eines Wochenendes im Spätsommer.

(Ich brauche kein Datum. Daten engen ein. Wozu datieren, was sich ohnehin dem Ende zuneigt.)

Aus den umliegenden Häusern dringt kein Laut, alle Bewohner scheinen verreist oder im Schwimmbad zu sein. Auch die Gasse liegt reglos unter der Sonne, kein Auto ist unterwegs. Die hohen Bäume, die mein Haus umgeben, flüstern leise im Wehen der heißen Luft, nur dieses Geräusch ist zu hören. Ich sitze vor dem geöffneten Fenster und habe den bläulichen Schirm meines Laptops vor mir. Wenn ich jedoch die Augen hebe, schaue ich in dichtes Ahornlaub, das sich sanft bewegt. Ja, ich schreibe per Computer, ich konnte das noch erlernen und es fiel mir nicht einmal schwer. Ich werde das Geschriebene täglich ausdrucken und die Papierblätter in eine Mappe legen, dann ähnelt das Ganze ein wenig einem herkömmlichen Tagebuch.

Seit Jahren lebe ich allein. Mein einziges Kind, eine Tochter, starb. Ich möchte darüber nicht mehr sagen, auch hier und jetzt nicht. Jedenfalls sind die lebhaften Stimmen, das Kommen und Gehen, die Geselligkeiten erloschen. Meine Tochter lebte mit mir hier in diesem großen Haus, in dem ich nach wie vor wohne. Obwohl man mir wiederholt sagte, ein alter Mensch, der alleine lebe, benötige eigentlich kein so großes Haus, widersetzte ich mich dieser Belehrung stets auf das entschiedenste. Was heißt *benötigt*, regte ich mich auf, leben wir, alt geworden, denn nur noch im Hinblick auf Notlösungen? Ich möchte alt und allein in einem großen Haus wohnen, basta. Auch wenn ich uralt werden sollte, möchte ich das. Sofern meine Gesundheit und mein Verstand mitspielen, wohlgemerkt. Aber ich hoffe, daß beide im Hinblick auf meine ererbten Gene das auch tun werden.

Zur Zeit jedenfalls funktioniert alles noch leidlich. Meine alten und vom Tanzen geschundenen Knochen schmerzen zwar oft höllisch, vor allem am Morgen, und Namen kann ich mir immer schlechter merken.

Aber wenn ich Spaziergänge mache, kann ich noch recht elastisch dahingehen, und im gedanklichen Aufnehmen und Begreifen gibt es, glaube ich, keinerlei Einschränkungen, mein Kopf spürt noch.

Mein Kopf hat mich mein Leben lang zuverlässig begleitet, muß ich sagen, stets war ich in der Lage, alles um mich herum klug einzuschätzen. Warum ich dennoch so blöde sein konnte, so überaus unklug, wenn es um Liebe und Nähe ging, weiß der Teufel. Aber auch dieses Thema berührt allzu viel Vergangenheit, ich lasse es lieber unangetastet.

Was also ist zum heutigen Tag zu sagen.

Er ist also sommerlich schön. Ich schlief lange am Morgen, da ich nachts mit Schlaflosigkeit zu kämpfen hatte. Ein seltsamer Traum weckte mich, und danach blieb ich lange Zeit wach. Ich hatte geträumt, in einem Flugzeug zu sitzen, das abstürzt. Es fiel und fiel, unaufhaltsam. Ich saß aber ganz ruhig da und dachte nur: Aha, jetzt stirbst du also. Hoffentlich tut der Aufprall nicht allzu weh. Ehe die Maschine jedoch den Boden erreichte und zerschellte, wachte ich auf und starrte in die nächtliche Dunkelheit. Zarte Lichtbahnen fielen durch die Fensterläden, und Grillen zirpten ungewöhnlich laut. Im heurigen Sommer mit seiner beständigen Hitze klingt es manchmal, als befände man sich im Süden. Früher kannte ich dieses nächtliche Lärmen eigentlich nur von den Zikaden im portugiesischen Alentejo oder auf kroatischen Inseln.

Nun, wie auch immer, ich lag und lauschte und

hatte weder Herzklopfen noch einen beschleunigten Atem nach diesem Traum. Und genau das bestürzte mich so, daß ich nicht mehr einschlafen konnte. Daß ich ohne Angst gewesen war, bestürzte mich. Früher war das Flugzeug im Traum immer Symbol all meiner Ängste gewesen, und plötzlich diese Gelassenheit. Wünsche ich mir vielleicht den Tod? Diese Frage beunruhigte mich. Denn ich möchte noch nicht sterben. Eigenartigerweise und trotz allem möchte ich noch nicht sterben.

Ich dachte also nachts über den Tod und das Sterben nach, und diese Gedanken waren es wohl, die mich wach hielten. Aber als ich dann schließlich wieder einschlief, war dieser Schlaf köstlich. Ja, *köstlich*. Bewußt gebrauche ich dieses Wort, es übertreibt nicht. Nichts kann mich zur Zeit mehr beglücken, als tief und entspannt zu schlafen, ich empfinde das als unbeschreibliche Köstlichkeit, als ein Geschenk des Lebens.

Mich scheint zu reizen, fällt mir auf, am Computer Kursivschrift zu verwenden. Entspricht sie doch dem handschriftlichen Unterstreichen von Worten, und früher habe ich in meinen hingeworfenen Briefen und Aufzeichnungen immer vieles unterstrichen. War wohl auch Ausdruck meiner ständigen, brennenden Ungeduld und der stets rasch zu entzündenden Empörung. Bei allem und

jedem wurde ich früher so schnell ungeduldig, alles und jedes hat mich früher so rasch empört. *Früher*. Auch ein Wort, das es zu unterstreichen gälte. Wann eigentlich hat dieses Früher sich in ein Jetzt verwandelt, frage ich mich. Vielleicht, nachdem ich den Tod meiner Tochter überlebt habe. Aber auch davor schon, als mein Mann starb, als wir beide im Autowrack eingeklemmt waren und er vor meinen Augen starb, hat mich das stark verändert. Jedenfalls sagte man es. Alle in der Tanz-Company sahen mich immer wieder prüfend an, sie schienen ehrlich besorgt zu sein. Du bist nicht mehr dieselbe, wurde mir gesagt, ist ja verständlich, aber paß auf dich auf, Paulina, wir brauchen dich schließlich. Und ich habe versucht, auf mich aufzupassen. So lange und so gut es ging. Letztendlich mußte ich dann doch das Handtuch werfen und die Company verlassen.

Aber was soll das, ich schweife schon wieder ins Vergangene zurück, Schluß damit.

Also, heute. Die Stille des Hauses erfreut mich. Manchmal durchwandere ich es, setze mich dann irgendwo hin und lasse auch meinen Blick wandern. Es ist ein altes Haus, war ehemals das Landhaus begüterter Städter. Die alte Besitzerin, von der ich es erstand, verbrachte als Kind nur einen Teil des Jahres in dieser damals noch dörflichen Gegend. Noch per Kutsche und mit Sack und

Pack fuhr die ganze Familie aus der Stadt hierher, um die Sommermonate auf dem Lande zu verbringen. Es gab einen Park, ein Pförtnerhaus, Tennisplätze, Weingärten und einen Weinkeller, und eine Allee führte auf das Haus zu. Jetzt ist es von Villen und Appartementshäusern eingekreist, nur mein eigener wilder Garten und die Bäume rundum, die ich nie beschneide, lassen ein Gefühl des Verborgenseins zu. Ich fühle mich in diesem Haus verborgen und geborgen, beides. Nach wie vor fühle ich mich so. Und die heutige Samstagsstille fördert dieses Gefühl.

Am Wochenende kommt meine Zugehfrau meist nicht.

Zugehfrau.

Wie komme ich zu diesem Wort? Noch nie habe ich Hortensia so genannt, auch in Gedanken nicht. Bringt es das Aufschreiben mit sich, alles distanziert zu betrachten und umständlich Worte zu benutzen, die im Gelebten nicht vorkommen? Ich habe diese Portugiesin, die um einiges jünger ist als ich, immer nur Hortensia genannt. Nur so, und das durch Jahre. Nicht einmal der Begriff *Haushälterin* fiel je zwischen uns, außer vielleicht in ihrer Lohnabrechnung. Hortensia kam in jungen Jahren aus Fayal, einer Azoreninsel, hierher, und bald danach auch in mein Haus. Ihre Mutter hatte sie Hortensia genannt, weil sie die Blüten

der Hortensien, die im Sommer ganze Hecken leuchtend blau färben und wie Blumenkränze die Insel zu umwinden scheinen, so sehr liebte. Ich war selbst einmal dort und sah diese Schönheit mit eigenen Augen. Hortensia nickte, als ich davon schwärmte. Aber sie flog nach dem Tod ihrer Eltern nie mehr auf die Insel, nie mehr nach Portugal. Ihr Ehemann ist von hier, also kein Ausländer, und er und die Kinder und Enkelkinder reisen lieber in die Karibik oder nach Thailand, wie alle Menschen heutzutage, und hatten nie Lust, Hortensias Heimat zu besuchen. Sie ist eine stille Frau, immer war sie still. Mir scheint, sie lebte immer, ohne aufzubegehren, und so, wie man es von ihr verlangte. Aber in meinem Haus fühlt sie sich wohl, glaube ich. Auch heute noch schließt sie, wenn sie am Vormittag kommt, das Gartentor und dann die Haustür mit dem Lächeln einer Verliebten auf. Ja, sie liebt mein Haus. Und diese Liebe verbindet uns, denn auch ich liebe es.

Sieh an, einige Seiten sind bereits geschrieben. Der Wind hat sich verstärkt, das Laub rauscht, aber wolkenlos blau ist der Himmel. Ich werde aufhören zu schreiben und mich ein wenig in die Sonne legen. Früher konnte ich das stundenlang, ich konnte stundenlang fast bewegungslos in der Sonne liegen und dabei in einen Zustand des Ent-

rücktseins geraten. Jetzt ertrage ich es nur noch ganz kurze Zeit. Ich weiß nicht, ob das an meinem Alter liegt, oder an der Sonne, die in den letzten Jahren aggressiver geworden zu sein scheint. Aber wie auch immer, jetzt werde ich auf die Dachterrasse hochsteigen, die über der gartenseitigen Veranda liegt, und mich eine Weile auf die hölzerne Liege hinstrecken. Ich werde mich trotz meines Alters ausziehen und den warmen Wind über meinen nackten Körper streichen lassen. Diese Berührungen, die des Windes, der Sonne, eines Regenschauers, schenken auch einer alten Haut jugendliche Empfindungen. Mit Menschenhänden, in meinem Fall waren es Männerhände, läßt sich solches wohl nie mehr bewerkstelligen, also besser, es für dieses Leben zu vergessen.

Sonntag.

Auch heute ist es heiß. Mittags aß ich im Garten des Gasthauses Knöfler, es liegt nicht weit von hier, ist zu Fuß zu erreichen, und traf dort eine der Tänzerinnen der Company, Florinda Bell, die von uns immer Flory genannt wurde. Eine der *ehemaligen* Tänzerinnen, muß ich da wohl schrei-

ben, da es die *Dancing-Company Paulina Neblo* ja nicht mehr gibt. Mit meinem, also Paulina Neblos Zusammenbruch, zerbrach auch sie. Flory war damals noch jung, aber sie hatte schon vor der Auflösung der Truppe zu tanzen aufgehört. Um die Plackerei des Balletts los zu sein und sich ganz ihrer großen Liebe widmen zu können, hat sie geheiratet, und führt jetzt eine unglückliche Ehe, über die sie sich gern bei mir ausweint. Auch heute wieder. Ihr Mann betrügt sie offensichtlich derart unverhohlen und schamlos, daß sie gestern vor Wut einen Teller nach ihm warf, der ihn am Auge verletzte. Er mußte ins Krankenhaus, und jetzt macht sie sich Vorwürfe. Sie heulte, wir saßen im Schatten der Nußbäume und schwitzten. Mit feuchtem Gesicht saß sie mir gegenüber und ihre Tränen zogen Linien durch das Make-up, das sie trotz der Hitze aufgelegt hatte. Ich wußte nicht recht, was ich zu der Sache sagen sollte, ist es doch meist unmöglich, Beziehungsjammer auf tröstende Weise zu kommentieren. »Bitte, Flory, laß dich endlich scheiden«, sagte ich schließlich. Was ich erntete, war ein so entsetzter Blick, daß ich rasch wieder abschwächte. »Oder ihr trennt euch für eine Weile«, schlug ich vor. Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß ja nicht, wohin«, sagte sie, holte ihr Taschentuch hervor und schnäuzte sich. Dann sah sie mich mit verweinten Augen plötz-

lich sehr eindringlich an. »Außer, ich könnte eine Weile bei dir wohnen. Ginge das?«

Mir wurde noch heißer, als mir schon war. »Ich denke – ich meine – weißt du –«, stotterte ich. Flory senkte mit einem Seufzer den Blick, sah auf ihr Taschentuch und murmelte: »Ist schon gut, lassen wir das.« Ihre Enttäuschung war mir unangenehm, aber ich fügte diesem trüben Satz nichts mehr hinzu. Ich möchte niemanden in meinem Haus beherbergen, obwohl es groß genug wäre, Gäste aufzunehmen. Ich weiß, wie egoistisch und eigenbrötlerisch sich das ausnimmt, aber schon mein Wissen, daß jemand ein paar Zimmer weiter atmet, schläft, sich wäscht, raubt mir alle Ruhe. Als Antonio Neblo, mein Ehemann, starb, zog ich mich endgültig aus jeder Form intimer Gemeinsamkeit zurück. Er war der Mann gewesen, der mir nach mehreren qualvoll verworrenen Liebesbeziehungen eine gleichmäßige und mich auch erotisch besänftigende Liebe geschenkt hat. Als wohlhabender Industrieller, Besitzer eines Konzerns in Spanien, mit weltweit boomenden Niederlassungen, konnte er mir an seiner Seite trotz meiner ständigen finanziellen Mühen mit der Company ein sorgenfreies Leben ermöglichen. So berechnend es klingen mag, aber auch dieser Aspekt fördert das Gelingen einer Liebesgemeinschaft. Wir hatten einige sehr schöne Jahre,

bis er starb. Für mich gab es danach keine körperliche Liebe mehr. Und der Tod meiner Tochter ließ mich vollends von allem abrücken, was mit menschlicher Nähe zu tun hat.

Glücklicherweise ertrage ich Hortensias Anwesenheit im Haus gut, ich habe es sogar gern, wenn sie kommt und ich ihre Schritte auf den Gangfliesen höre. Aber immer weiß ich, daß sie nach einigen Stunden wieder gehen wird. Außerdem ist sie eine appetitliche Frau und riecht gut.

Was schreibe ich da eigentlich. Wollte ich doch Gegenwart, nur Gegenwart notieren. Aber vielleicht kann man im Jetzt nur als Resultat seiner Vergangenheit bestehen, vielleicht ist man in jedem Augenblick nichts anderes als der vorläufige und vorübergehende Schlußpunkt all dessen, was *war*.

Ich werde also nicht umhin können, immer wieder in Rückblicke zu geraten, besser, ich verbiete sie mir nicht. Soll dieses Tagebuch mich doch nicht anstrengen, sondern mir freien Lauf lassen. Angestrengt habe ich mich ein langes Leben lang zur Genüge. Und frei gelaufen bin ich viel zu selten.

Wie herrlich dieser heiße Sommertag sich wölbt. Wie köstlich Sonntagsstille ihn erfüllt. Ich war, ehrlich gesagt, froh gewesen, Florys verweintem

Gesicht und ihren anklagenden Augen zu entrinnen. Als ich das kühle Haus betrat, senkte sich sofort der Friede des Einsamseins über mich. Einsamkeit, die nicht mit Verlustgefühlen oder körperlichen Schmerzen verknüpft ist, die Gelassenheit und schlichten Lebensgenuß zuläßt, kann unendlich friedvoll sein. Und ich habe diesen Zustand in Ansätzen erreicht, will mir scheinen. Dunkle, endlos scheinende Wälder der Trauer mußte ich durchschreiten, immer wieder die Hürde des Aufgebenwollens überwinden. Eine Zeit lang wäre ich gerne zu Nichts geworden, aufgelöst, davongeweht. Ich dachte nicht über das Sterben nach, lag mit der Zeit jedoch auch tagsüber halb bewußtlos im Bett, nachdem ich reichlich Beruhigungsmittel geschluckt hatte. Nie zu viel, aber sehr, sehr viel. Nur nichts denken müssen, bitte nichts, nichts empfinden! war mein sehnlichstes Verlangen. Das ging durch Monate so, und in dieser Zeit zerfiel die Company. Ich hatte sie gegründet, ihr meinen Stempel aufgedrückt, sie zu internationaler Anerkennung geführt. Sie war, nachdem ich selbst nicht mehr tanzen konnte, neben der Liebe zu meiner Tochter durch Jahre, wie man so schön sagt, »mein Ein und Alles« gewesen. Natürlich fehlte, als ich die Truppe fallen ließ, jeder Antrieb, mein Konzept weiterzuführen. Ich hatte mich nie um eine Nach-

folge gekümmert, und niemand folgte mir nach. All die Tänzer und Tänzerinnen, die auf mich eingeschworen zu sein schienen, gingen rasch andere Wege, keiner wollte die Mühen des Managements, Organisierens und vor allem der künstlerischen Verantwortung auf sich nehmen. Und mir war mit einem Schlag gleichgültig geworden, was mit der Company geschah. Als Neblo starb und ich den Unfall nahezu unverletzt überlebt hatte, zwang ich mich noch zum Weiterarbeiten. Aber der plötzliche Tod meiner Tochter schlug mich endgültig nieder, begrub alles andere unter sich, war auch mein Lebensende.

Erstaunlich also, daß ich lebe, wieder einen Sommer erlebe, die späte Sonne durch das Laub leuchten sehe, die warme Luft spüre, die durch das Zimmer streicht, und mich sogar auf ein Glas Rotwein und Käsebröte freuen kann, auf meinen geruhsamen Abendimbiß vor dem Fernsehschirm, wenn ich die Abendnachrichten verfolge. Ja, daß mich Nachrichten und Ereignisse des Weltgeschehens überhaupt noch interessieren. Daß ich siebenzig Jahre alt werden konnte, ohne zu verblöden und von physischen Altersbeschwerden arg geplagt zu sein. Sicher, mein seit Kindertagen vom Ballett geschundener Körper jammert manchmal ein wenig vor sich hin, andererseits bin ich durchtrainiert genug gewesen, zu keiner fetten

alten Frau zu werden, nicht zu hinken oder mich schwer zu bewegen. Ich habe ein paar Freunde, die ich ab und zu treffe und die bei meinem Anblick behaupten, ich sähe gut aus. Ich sähe *immer noch* gut aus. Ohne diese Beifügung wird man ab einem gewissen Alter ja nicht mehr beurteilt, alles, was ist, ist *noch*. Mir soll es recht sein. Habe ich mich doch eines Tages selbst dazu entschlossen, noch zu leben. Noch weiterzuleben.

Ich glaube, das Mittagessen mit Flory hat mich dazu gebracht, meine Gedanken vermehrt in die Vergangenheit schweifen zu lassen. War sie doch ehemals, in meiner tätigen Zeit, mehr als die anderen Companymitglieder Bestandteil meines täglichen Arbeitspensums. Da sie keine besonders gute Tänzerin war, ich sie aber irgendwie mochte, zwang ich sie oft zum Einzeltraining, um sie »bei der Stange« zu halten. Viele Stunden arbeiteten wir nur zu zweit. Ich tat das auch deshalb, muß ich gestehen, weil sie damals besonders hübsch aussah, was dem Gesamtbild der Company guttat, ich wollte sie nicht fallen lassen.

Wie diese mißglückte Ehe ihrem Aussehen geschadet hat, mußte ich heute denken, als sie mir gegenüber saß. Auch sie ist klarerweise älter geworden, aber so prachtvoll, wie sie früher aussah, hätte daraus eine schöne, reife Frau hervorgehen müssen. Sie jedoch wirkt verbraucht, müde und

schlaff, die ständige Eifersucht, das ständige Zurückgewiesenwerden ist es wohl, sie haben ihr Gesicht und ihren Körper gezeichnet. Das kann auch zu viel Schminke, eine auf jung gestylte Kleidung und ein mühsam hochgestütztes Dekolleté nicht verbergen. Im Gegenteil, der Anblick Florys trauriger Brüste ließ auch mich traurig werden. Nichts macht Menschen mehr kaputt als die Unfähigkeit, sich aus unhaltbaren Verbindungen zu lösen. Sich selbst zu erlösen. Diese Erlösung ist, meine ich, die einzige, die zählt. Zumindest, solange wir auf irdische Weise am Leben sind.

Aber genug für heute, ich werde müde.

Das Licht draußen ist um so vieles schöner als der bläuliche Schein des Bildschirms vor mir. Vielleicht schlendere ich jetzt noch eine wenig durch den Garten. An seinem Ende gibt es den alten Liegestuhl, bei Wind und Wetter bleibt der draußen, sein Leinen ist bereits völlig ausgebleichen. Vielleicht bleibe auch ich dann dort und schaue von diesem Liegestuhl aus in das Laub der Bäume hoch, bis es dämmt.

Laub. Schon dieses Wort liebe ich.